

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 6

Artikel: Der Pfarrer mit dem Beil
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

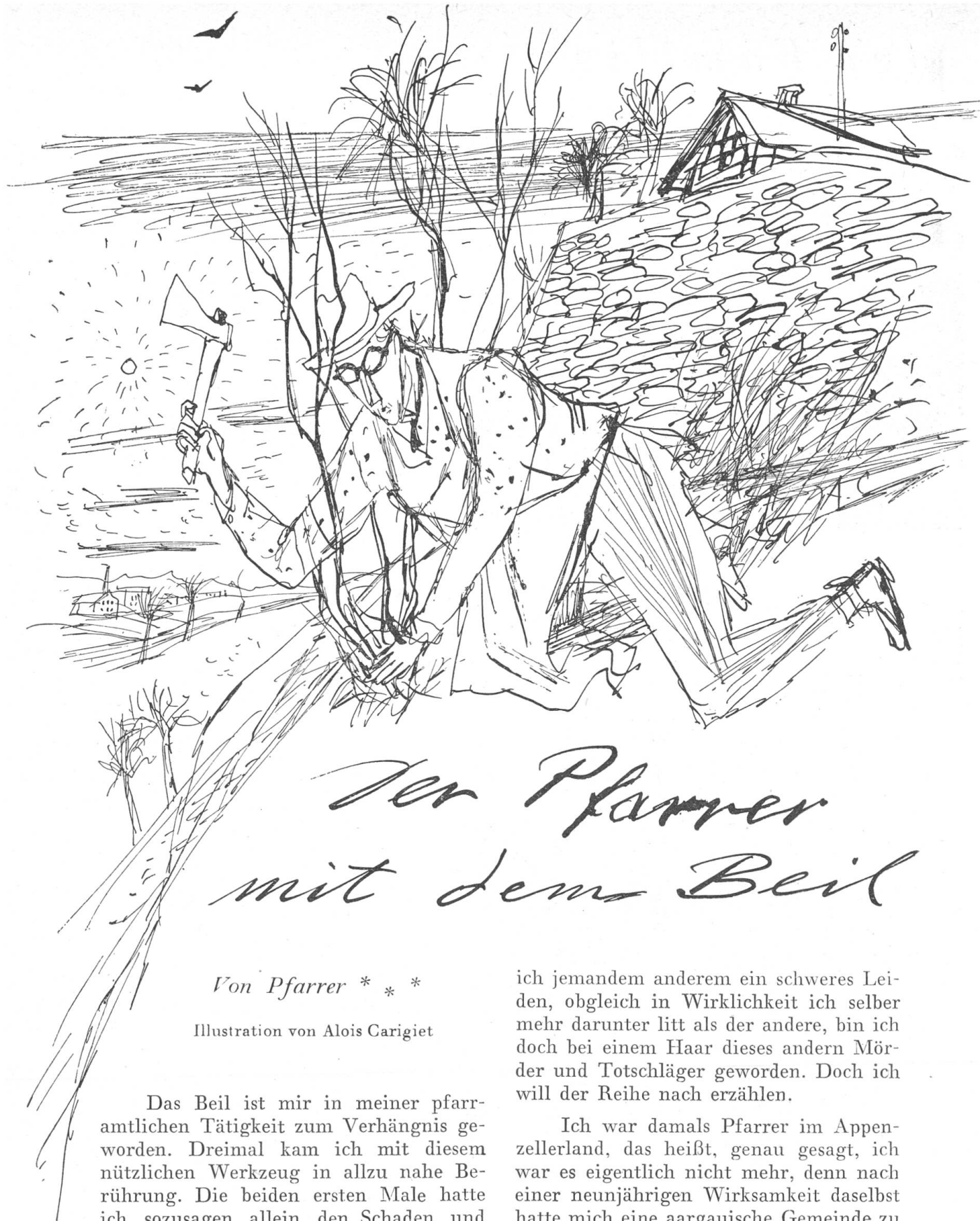
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Pfarrer mit dem Beil

Von Pfarrer * * *

Illustration von Alois Carigiet

Das Beil ist mir in meiner pfarramtlichen Tätigkeit zum Verhängnis geworden. Dreimal kam ich mit diesem nützlichen Werkzeug in allzu nahe Berührung. Die beiden ersten Male hatte ich sozusagen allein den Schaden und mußte das Schmerzensgeld allein bezahlen. Dagegen das drittemal verursachte

ich jemandem anderem ein schweres Leiden, obgleich in Wirklichkeit ich selber mehr darunter litt als der andere, bin ich doch bei einem Haar dieses andern Mörder und Totschläger geworden. Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Ich war damals Pfarrer im Appenzellerland, das heißt, genau gesagt, ich war es eigentlich nicht mehr, denn nach einer neunjährigen Wirksamkeit daselbst hatte mich eine aargauische Gemeinde zu ihrem Seelsorger berufen. Vor dem völlig seines Inhaltes entleerten, typischen

Appenzeller Pfarrhaus, mit seinen niedern Stuben und vielen blanken Fenstern, stand der Möbelwagen, ein Ungetüm von einem Möbelwagen, in den wir soeben mit Hilfe der kräftigen Zügelmäner all mein Hab und Gut eingeladen hatten. Nichts mehr war zurückgeblieben, als was wir auf dem Leibe trugen und ein kleines Kofferlein mit den nötigsten Bedürfnissen für ein Nachtlager.

Nun kam der große Augenblick, da die Türen des Monstrums geschlossen und verriegelt wurden und der Motor zu rattern begann und das Ungeheuer sich in Bewegung setzte und über die mit tiefem Schnee bedeckte Dorfstraße davonhumpelte. Mit Wehmut sahen meine Frau und ich dem Vehikel nach, bis es um die Ecke bog und unsern Blicken entschwand. Wir wußten, der Möbelwagen würde heute sein Ziel nicht mehr erreichen. Meine Frau und ich sollten diese Nacht noch in der alten Gemeinde bei unsern lieben Doktorsfreunden zubringen und dann am andern Morgen unserer Fahrhabe nachreisen, um sie drunten im Aargau in die bereitstehende neue Wohnstätte einzuräumen. Wir machten mit gemischten Gefühlen und mit einem Herzen voll Weh und Dank noch einen letzten Rundgang durch all die leeren Räume des Pfarrhauses meiner ersten Gemeinde.

Während wir uns alle die freudigen und leidvollen Erinnerungen, die an diesen Zimmern hingen, ins Gedächtnis zurückriefen, schreckte uns plötzlich ein Telefonaufruf aus unsern Träumen auf. Es wurde mir der Hinschied einer ältern Dame gemeldet, die in Zürich verstorben war. Es war die Mutter eines bekannten Großindustriellen, dessen Firma Weltruf hatte. Da ich mit der Entschlafenen bekannt war, wurde ich gebeten, die Bestattung zu übernehmen, welche übermorgen, vormittags, im Krematorium in Zürich stattfinden sollte. Ob ich es möglich machen könne, morgens um 11 Uhr im Trauerhaus vorzusprechen, um die nötigen Angaben für die Personalien und die Trauerfeier entgegenzunehmen? Natürlich sagte ich zu.

Aber kaum war das Telefongespräch beendet, wurde mir meine große Verlegenheit bewußt. Denn ich hatte ja mein hellgraues Gewand an, mit dem ich bei der Zügelei geholfen, und alle meine schwarzen Kleider, auch der pfarrherrliche Gehrock, waren im Möbelwagen. Daß ich mit meiner « weltlichen Kluft » im vornehmen Trauerhaus in Zürich unmöglich vorsprechen konnte, war mir klar.

Was tun? Mein Freund, der Doktor, war von wesentlich kleinerer Statur als ich und konnte mir deshalb mit seiner Garderobe nicht aushelfen. Aber da erinnerte ich mich eines andern Freundes in Zürich, der mir an Körpergröße und Umfang ziemlich gleich kam und der sicherlich auch im Besitz einer feierlichen schwarzen Kleidung war. Noch am selben Abend zu später Stunde trat ich in seine Stube mit der Bitte: « Leihe mir Hose und Gehrock, damit ich mich morgen der Trauerfamilie würdig präsentieren kann! » Sogleich holte er das Gewünschte aus dem Schrank, und als ich Hose und Rock probierte, war mir beides wie auf den Leib zugeschnitten. Auch Zylinderhut, schwarze Krawatte und Handschuhe wurden mir bereitwillig zur Verfügung gestellt. Meine eigene Kleidung verstaute ich im Kofferchen, um mich hernach ins Trauerhaus zu begeben. Dort verlief alles programmgemäß, und niemand von den anwesenden Leidtragenden ahnte, daß ich mich punkto Kleidung mit « fremden Federn » geschmückt hatte.

Nachmittags kam ich dann gerade recht, um beim Ausräumen des Zügelwagens und beim Einräumen der Möbel noch kräftig mitzuhelfen. Gegen Abend war die Hauptarbeit vollbracht. Am andern Morgen in aller Frühe rasselte der Wecker. In eiskalter Studierstube, in der überall noch vollbeladene Kisten und Koffer herumstanden, schrieb ich meine Abdankungsrede; denn schon um 9 Uhr trug mich der Zug wieder nach Zürich. Im Krematorium hielt ich dann vor einer auserlesenen und zahlreichen Zuhörerschaft meine Ansprache.

Nachmittags war ich schon wieder

im neuen Heim. « Jetzt werden die Bücher aus den Kisten gepackt und auf die Regale in der Studierstube aufgestellt. » — So eifrig machte ich mich ans Werk, daß ich mir nicht einmal Zeit und Mühe nahm, die schwarzen Hosen meines Freundes gegen meine eigenen umzutauschen, die wohl noch in irgendeinem der vielen Koffer ein verborgenes und geruhames Dasein führten.

Aber halt, vorher den Ofen einheizen, damit es etwas gemütlicher wird! Im Schopfe, der ans Pfarrhaus angebaut war, wird sich schon etwas Holz finden. Ja, Holz war da, aber zunächst mußten die groben Klötze zum Anfeuern etwas klein gespalten werden. Und richtig! — Da war auch das Beil, das mir mein allzeit dienstbereiter Sigrist im Appenzellerland zum Abschied noch extra scharf geschliffen hatte. Auch den wohlweisen Rat meiner Frau, wenigstens eine Schürze umzutun, um die immerhin fremden Hosen zu schonen, befolgte ich als gut erzogener Ehemann.

Während ich nun eifrig der mir ungewohnten Arbeit des Holzerkleinerns oblag, geschah das Unglück. Der Sigrist hatte das Beil nur zu gut geschärft. Ein Schmerzensschrei lockte meine Frau aus dem Hause heraus. « Wast hast du? Was tust du so dumm? Was ist mit dir? » Aber da sah sie schon, wie mir ein Blutstrom das linke Bein herunterrann. Ich hatte mit kräftigem Schlage nicht nur das Holz gespalten, sondern auch die Schürze und die geliehene Hose und oben drein mein Schienbein, gerade unterhalb des Knies. Kaum daß ich noch ins Haus wanken und auf den ersten besten Stuhl sitzen konnte.

Ich rief: « Einen Arzt, so hol doch einen Arzt! » Aber wir waren ja noch ganz fremd in der Gemeinde und kannten keinen Arzt, wußten nicht einmal, ob ein solcher im Dorf selber wohnhaft war. Meine Frau telefonierte dem Kirchenpräsidenten und berichtete ihm rasch den Vorfall. Der Präsident sorgte dafür, daß eine Viertelstunde später ein Auto in den Hof raste. Der ihm entsteigende Arzt warf

einen kurzen Blick auf meine wohl 8 cm lange, tiefe, klaffende Wunde, aus der immer noch reichlich Blut floß. Kurzerhand packte er mich, der ich immer noch mit der zerspaltenen, blutgetränkten Hose angetan war — der Schürze hatte ich mich mittlerweile entledigt — in seinen Wagen, und 10 Minuten später lag ich schon auf dem Operationstisch des Bezirksspitals des benachbarten Städtchens, wo ich nach allen Regeln der ärztlichen Kunst « gebüezt » wurde. « Es ist noch gut gegangen », tröstete mich der Chirurgus — « eine Spur weiter oben, und Ihre Kniescheibe wäre zerschmettert, und ein steifes Bein wäre Ihnen zeitlebens als Andenken für Ihren denkwürdigen Einzug geblieben. »

Eine Stunde später lag ich in meinem neuen Pfarrhaus eingeschindelt im Bett. Und nun mußte ich allerlei Demütigungen über mich ergehen lassen von Seiten der mich besuchenden Kirchenpfleger, und für den Spott hatte ich nicht zu sorgen. « Herr Pfarrer » — hieß es — « hat Ihnen die neue Gemeinde schon gleich zu Beginn eins ans Bein gegeben? » « Vielleicht haben Sie zuviel Hitze und tut Ihnen dieser Aderlaß gut! » meinte ein anderer, und ein dritter spöttelte: « Wenn Sie so heftig dreinfahren, dann können wir ja auf allerlei gefaßt sein! » Aber trotz solcher und ähnlicher Bemerkungen waren sie alle nett und lieb mit mir Unglücksraben.

Dagegen weit mehr als mein Zustand machte ihnen etwas anderes Sorge. Die auf nächsten Sonntag angesagte Installation, der sogenannte Pfarreinsatz, bei dem ich meine Antrittspredigt halten sollte, mußte verschoben werden, und das war um so peinlicher, als die Einladungen zu dieser Feier an alle auswärtigen Gäste und an alle Pfarrer im Bezirk bereits verschickt worden waren. « Aber am übernächsten Sonntag werden Sie wohl so weit sein, oder nicht? » hieß es. Ich versprach mein Möglichstes.

So wurde denn in einem Rundschreiben die Feier vertagt mit der Bemerkung: « Da unser neugewählter Pfarrer sich mit

dem Beil ins Bein gehauen hat, kann die Installation erst am Sonntag in acht Tagen stattfinden. »

Auf diese Weise war ich denn im ganzen Kanton herum wegen meines Holz- und Beinspaltens bald berüchtigt, und was da vor allem von den lieben Kollegen für wohlmeinende Witze gemacht wurden, läßt sich denken! Aber was wollte ich machen? Nach fünf bis sechs Tagen Bettruhe unternahm ich mit größten Schmerzen an zwei Krücken die ersten Gehversuche. Am Donnerstag in der darauffolgenden Woche eröffnete mir der Präsident der Kirchenpflege sehr liebevoll, er müsse nun bestimmt wissen, ob ich sonntags fähig sei, meine Antrittspredigt zu halten; denn heute sei unwiderfürlich der letzte Tag, an welchem das Schwein geschlachtet werden müsse, welches dann in Form einer währschaffen « Metzgete » an dem an die kirchliche Feier sich anschließenden Bankett serviert werden sollte. » So schlachten Sie denn — in Gottes Namen — die Sau », sagte ich aus meinen Schmerzen heraus, « es muß gehen, und es wird gehen! »

Am Sonntag war es dann wirklich so weit, daß ich — zwar nicht mehr mit beiden Krücken, sondern nur mit einem Stock als meine « Stütze und Stab » zur Kirche hinken und meine Antrittspredigt halten konnte.

Der zweite, an den kirchlichen Akt sich anschließende, gemütliche Teil fand in einem großen Saale statt. Was ich bei dieser Gelegenheit von den verschiedenen Festrednern und vor allem von den lieben Amtsbrüdern an launigen, witzigen und mehr oder weniger geistreichen Ansprachen, die natürlich fast alle auf meinen Unfall Bezug nahmen, zu hören bekam, will ich nicht aufzählen. Nur ein Votum meines Kirchenpräsidenten sei hier erwähnt. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er im dichtbesetzten Saale vor versammelter Festgemeinde mit erhobenem Drohfinger und lauter Stimme ausrief: « Herr Pfarrer, ich verbiete Ihnen, solange Sie in unserer Gemeinde weilen, je wieder ein

Beil zu ergreifen, ansonst gibt es noch einmal ein Unglück! »

Eine Narbe unterhalb meines linken Knies ist für mich eine immerwährende Erinnerung an meinen denkwürdigen Einzug in meine aargauische Gemeinde und dient mir zugleich als untrügliches Barometer, das mir prompt jeden Witterungsumschlag zum voraus verkündet. Außer der Arztrechnung hatte ich noch als Nachspiel der Tragödie mit sauer-süßer Miene meinem Freund in Zürich drei Wochen nach dem Unfall eine nagelneue Hose präsentiert, die ich genau nach Maß und Muster der alten erstellen ließ. Sie sah der ersten so ähnlich wie ein Ei dem andern, so daß mein Freund den Tausch und Handel nicht einmal gemerkt hätte, wenn ich ihm nicht die ganze Geschichte getreulich gebeichtet hätte.

Da ich das fürsorgliche und wohlmeinende Verbot meines Kirchenpräsidenten leider nicht befolgte, ging seine prophetische Voraussage wegen des zweiten Unglücks etwa fünf Jahre später in Erfüllung. Denn nach so langer Pause trieb es mich mit dämonischer Gewalt, nochmals mit dem Beil in der Hand mein Schicksal herauszufordern, und allso-gleich war auch die Katastrophe da; nur hatte ich diesmal meine eigenen Hosen an und nicht so sonntägliche, feierlich schwarze, und deshalb geschah auch ihnen — ich meine den Hosen — diesmal nichts zuleide, wohl aber mir, dem ungehorsamen, kühnen Beilschwinger.

Unser Pfarrhaus samt Garten stand auf einer wundervollen Terrasse, unterhalb welcher ein breiter Fluß in vollendet schönem Bogen majestätisch vorbeirauschte. Unter dieser aussichtsreichen Terrasse, die von mächtigen Lindenbäumen überschattet war, befanden sich drei ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meter breite Borde, eines jeweils in Mannshöhe unter dem andern, um dann in Wiesland überzugehen, das in einer steil abfallenden Böschung sich bis zum Ufer des Flusses erstreckte.

Auf dem obersten Bord wuchsen allerlei Haselnuß- und Holunderstauden; sie reckten mit der Zeit ihre obersten

Äste und Wipfel über das Steinmauerlein unserer Terrasse empor und störten mich insofern, als sie die prachtvolle Aussicht allmählich zu verdecken drohten. Darum machte ich mich eines Tages daran, diese wilden Emporkömmlinge gehörig zurückzustutzen. Mit dem ominösen Beil bewaffnet, kletterte ich über das Mauerlein und begann mit kräftigen Hieben mein Werk auszuüben.

Ich war beinahe fertig mit meiner Arbeit; da muß ich in der « Hitze des Gefechtes » und im Eifer meiner Bemühung zu weit nach vorn getreten sein. Ich verlor das Gleichgewicht und stürzte Kopf voran vom ersten Bord auf das zweite. Sei es, daß ich durch den Anprall das Bewußtsein verloren hatte oder daß ich durch die Heftigkeit des Sturzes nicht genügend bremsen konnte, kurz, es schleuderte mich von dem zweiten Bord aufs dritte hinunter und von dort nochmals weiter auf die abschüssige Böschung, auf welcher ich immer weiter rollte und kugelte und so auf dem letzten, zum Glück ebenen schmalen Streifen knapp vor dem Ufer des Flusses landete.

Aber mich vom Boden zu erheben, dazu fehlte mir die Kraft; denn ich war von dem dreifachen Sturz und vom Kollern völlig betäubt. Zugleich spürte ich einen heftigen Schmerz auf der Brust, als ob mir jemand einen mächtigen Schlag versetzt hätte. Mein Jammern und Stöhnen wurde von dem Rauschen des Flusses übertönt. Ich weiß nicht, wie lang ich dort lag, bis mich jemand entdeckt haben mußte und im Pfarrhaus meldete: der Pfarrer liege ohnmächtig und wahrscheinlich mit Bein- und Schädelbruch drunten am Ufer des Flusses. Nun, so schlimm war es freilich nicht; aber als man mich dann mit käsebleichem Gesicht mit vereinten Kräften hinaufgetragen hatte, konstatierte der herbeigerufene Arzt eine leichte Hirnerschütterung und einige Rippenbrüche. Er verknurrte mich zu einigen Tagen Bettruhe und überzog oben drein meinen Brustkasten mit einem Panzer von Leukoplaststreifen, die er mir später ganz unbarmherzig mit schnellen-

der Bewegung wieder abriß; es war mir dabei zumute, als ob ich gehäutet würde.

Unglücklicherweise wurde dieser Unfall von dritter Seite meinem Kirchenpräsidenten gemeldet, der, kaum daß ich im Bette lag und der Arzt mich verlassen hatte, sich schon nach meinem Ergehen erkundigte. Er hat mich wahrscheinlich im Geiste schon als Todeskandidaten am Grabesrand gesehen; aber seine Besorgnis schwand dahin, als ich ihm lachend erzählte, ich hätte bloß ein wenig die vorwitzigen Bäumlein zurückschneiden wollen, und da hätte ich offenbar auf dem ersten Absatzlein unterhalb der Terrasse mich zu weit hinausgewagt.

Daß ich dabei mit dem Beile hantiert habe, verschwieg ich aus guten Gründen; aber unbedachtsamerweise ließ ich verlauten, daß ich bei meinem unfreiwilligen Salto mortale auch meine Brille verloren habe. Liebenswürdig und hilfsbereit, wie nun der freundliche Vorsteher meiner Kirchenpflege einmal war, anerbote er sich sogleich, den verlorenen Gegenstand zu suchen. Mir ahnte Schlimmes, und ich wollte ihn mit all meiner Überredungskunst von seinem Vorhaben abhalten, indem ich unter anderem ins Feld führte, es könne ihm leicht selber bei seiner Fahndung ein Unglück zustoßen. Ich könne ja meine Frau oder das Dienstmädchen auf die Suche schicken, im übrigen pressiere es gar nicht, da ich das mir sonst unentbehrliche Augenglas vorläufig nicht gebrauche.

Aber alle meine Einwände fruchteten nichts, und ehe ich mich's versah, war er schon aus dem Hause geeilt. Wenige Minuten später trat er dann wieder an mein Bett, hatte in der einen Hand meine Brille und in der andern — o weh! — das verätherische und verhängnisvolle Beil!

Und nun mußte ich das wohlverdiente Donnerwetter über mich ergehen lassen: « Herr Pfarrer, was habe ich Ihnen bei Ihrem Einsatz gesagt? Habe ich Ihnen damals nicht streng verboten, je wieder mit dem Beile zu hantieren? Habe ich Ihnen nicht geweissagt, es gäbe im Falle, daß Sie meine Warnung und

DENKSPORT AUFGABE 1

«Endlich ist es der Philologie gelungen», Herr Professor Tschitschnikoff legte seine Stirn in bedeutsame Falten, «das genaue Alter Ciceros durch ein zeitgenössisches Dokument bestätigt zu finden.» Er räusperte sich. «Auf der erst vor wenigen Wochen in Rom gefundenen Grabtafel steht in lateinischer Sprache der gewichtige Satz — ich lese ihn in wörtlicher Übersetzung — „HIER LIEGT MARCUS TULLIUS CICERO, REDNER UND STAATSMANN, GEBOREN 106, GESTORBEN 43 V. CHR.“ Ein für allemal dürfte damit ...»

«Entschuldigen Sie, Herr Professor!» rief ein Student, «ich finde dieses Dokument sehr fragwürdig.»

«Ich bitte Sie!» raste der Professor, «ich habe die Grabtafel höchstpersönlich auf ihre Echtheit geprüft, und ich kann Sie versichern, daß hier ein Grünling ...»

«Sie irren, Herr Professor», sagte der Student. Und er hatte recht.

Frage: Wieso wußte der Student, daß der Grabstein nicht echt war?

Antwort auf Seite 66

Mahnung nicht befolgen würden, wieder eine Katastrophe? Und nun haben Sie die gerechte Strafe für Ihren Ungehorsam empfangen.»

Zerknirscht, weh- und demütig versprach ich jetzt feierlich, künftig ganz gewiß meine Hand nie mehr an dieses Unglücksbeil zu legen.

Ich war nun durch Schaden so klug geworden, daß ich seither einen großen Bogen um jenes Beil herum machte; denn ich bin in diesen manuellen Tätigkeiten offenbar ein zu ungeschickter Mensch. Darum zog ich daraus die Lehre: Schuster, bleib bei deinem Leisten, Pfarrer, verrichte deine pfarramtlichen Aufgaben

und Pflichten, und überlaß das andere den andern, die es hundertmal besser können als du!

Aber trotz all dieser ernstlichen Vorsätze erreichte mich etwa ein Jahr später nach einmal ein Unglück — das größte meines Lebens — das zwar nicht mich direkt traf, sondern jemand anders, und das gerade deshalb so schwer auf meiner Seele lastete, weil es durch meine Schuld und durch meine Unvorsichtigkeit geschah.

Ich besuchte eines Tages einen schwerkranken Mann, den ich seelsorgerlich vorbereiten wollte auf seine Reise in die ewige Heimat. Als ich gegen das kleine, einstöckige Haus kam, in welchem der Leidende wohnhaft war, gewahrte ich, daß Handwerksleute daran waren, auf dem frisch gezimmerten Dachgebälk der an das Häuschen angrenzenden Scheune ein neues Ziegeldach zu errichten. Auch auf der Querseite des Gärtleins, an der man auf dem schmalen Feldweg im rechten Winkel abbiegen mußte, um zur Haustüre zu gelangen, war etwa in Mannshöhe ein Mauerlein mit Ziegelsteinen aufgeschichtet.

In der Wohnung selbst traf ich außer dem kranken Mann dessen Gattin und dessen zehnjähriges Töchterlein. Nachdem ich dem Patienten, der offensichtlich schon vom Tode gezeichnet war, aus der Bibel vorgelesen und mit ihm gebetet hatte, verabschiedete ich mich von den dreien, die mir für meinen Dienst herzlich dankten.

Als ich wieder am Ziegelmauerlein vorbei mich auf das Sträßchen begab, lag da mitten im Weg ein währschaftes Beil. Ich vermutete sogleich, daß es einer der im Dachgebälk hantierenden Handwerksleute verloren haben mußte, vielleicht, daß es ihm vom Wagen gefallen war. Und richtig! Da entdeckte ich schon in einer Entfernung von etwa acht Metern einen mir bekannten Schreinermeister, der eben im Begriff war, von seinem Handkarren seine Utensilien abzuladen.

«Herr Müller», rief ich ihm zu, «Sie haben da Ihr Beil verloren!»

Statt ihm nun das Beil zu bringen,

wie es wohl das einzig Vernünftige und Richtige gewesen wäre, entschloß ich mich kurzerhand für ein abgekürztes Verfahren, warnte aber vorerst mit lauter Stimme: «Bitte, gehen Sie auf die Seite!» und warf ihm in kühnem Schwunge das Beil zu.

Da sonst kein Mensch auf dem Wege war und der biedere Schreinermeister auf meinen Ruf tatsächlich außerhalb und abseits von der Wurfrichtung sich begeben hatte, glaubte ich mein Werk unbedenklich und ohne jemanden zu gefährden, ausführen zu können. Um das schwere Beil richtig in Schwung zu bringen, schwenkte ich es ein paarmal hin und her, und schon sauste es in gerader Richtung vorwärts.

Durch die vorangehende Pendelbewegung vollzog das aus meiner Hand geschleuderte Instrument zu meiner Überraschung eine steigende Kurve, und im Augenblick, wo es etwa die Kopfhöhe erreicht hatte, stand plötzlich — wie aus dem Boden hervorgezaubert — die Frau des kranken Mannes, den ich soeben besucht hatte, in der Mitte des Sträßchens. Durch das mannshohe Ziegelmäuerchen verdeckt, hatte ich ihr Herausspringen aus dem Hause gar nicht sehen können.

Sie erzählte mir nachher, sie habe meine Stimme gehört, aber nicht verstanden und sei der Meinung gewesen, ich wolle ihr noch etwas zurufen, und deshalb sei sie so eilig herausgekommen. Just, wie sie einen halben Meter nach dem Ziegelmäuerlein aufs Sträßlein gerannt war, sah ich — das Herz wollte mir stille stehen — wie das Beil mit aller Wucht auf ihrer Stirne aufprallte. Ein Schrei, und schon quoll ein Blutstrom hervor. Sie drehte sich herum, sie wankte. Ich sprang blitzschnell hinzu und konnte sie gerade noch in meinen Armen auffangen und ins Haus hineinschleppen.

«Einen Arzt, einen Arzt, telefonieren Sie sofort einem Arzt!» rief ich dem erschrocken dastehenden Schreinermeister zu.

Aber bis endlich der Arzt kam, verlebte ich Höllenqualen. Ich setzte die immer

noch stark aus ihrer zerquetschten Stirn blutende Frau auf einen Sessel, rannte in die Küche, füllte ein Becken mit Wasser, riß irgendwo ein Tuch weg und machte der immer wieder in Ohnmacht Fallenden kalte Umschläge, indem ich ihr das nasse Tuch auf die Wunde preßte, um auf diese Weise das Blut zu stillen, was mir aber nicht gelang.

Der kranke Mann, der in der Nebenkammer auf seinem Bette lag, war so elend und schwach, daß er sein Lager nicht verlassen konnte. Es dauerte wohl etwa 20 Minuten, bis der Arzt mit seinem Auto vorfuhr. In dieser Zeit, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, erlitt die arme Frau einen Schwächeanfall nach dem andern. In meiner Aufregung, in meiner Not und Angst rief ich dem zehnjährigen Töchterlein, das bleich und zitternd meinen Bemühungen um die Mutter zuschaute, zu: «Geh, mach schnell einen Kaffee, aber einen ganz starken, kannst du das? Aber pressier!»

Als mir das Kind das Getränk brachte, schüttete ich es löffelweise der apathisch dasitzenden Frau in den Mund. Ich wollte damit ihre Herztätigkeit anregen; denn ich war in tausend Ängsten, daß der Puls, den ich zwischen meinen Kaltwasserumschlägen immer wieder fühlte, auszusetzen drohte.

Wie atmete ich auf, als endlich der Arzt erschien! Kurz erzählte ich ihm den Vorgang des Unglücks. Er machte der Frau sofort eine Einspritzung, legte einen Notverband an, und sodann beförderte er sie mit meiner Hilfe in sein Auto; denn er nahm sie sogleich mit in das Spital. «Herr Doktor, wann kann ich von Ihnen Bericht haben über den Befund der Patientin?» war meine angstvolle Frage. «Bis spätestens in einer Stunde werde ich Ihnen anläuten», lautete seine Antwort, und dann fuhr er mit der Verletzten davon.

Wie ich ins Pfarrhaus gewankt bin, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur noch, daß ich die qualvolle Wartezeit benützte, um sowohl der Polizei als auch meinem Kirchenpräsidenten telephonisch mitzutei-

len, was ich Schreckliches angestellt habe. Es verging eine Stunde, es vergingen zwei Stunden, da hielt ich es im Jammer meiner geängstigten und zerschlagenen Seele nicht länger aus.

Ich läutete dem Arzt an, und die Botschaft, die er mir gab, war niederschmetternd. Ich meinte, den Boden unter meinen Füßen verlieren zu müssen, als er mir mitteilte, die Sache sei sehr ernster Natur, es komme alles darauf an, ob die innere Hirnrinde nicht verletzt sei, und ob keine Infektion dazu trete, auf alle Fälle könne er jetzt noch nichts Bestimmtes aussagen.

Ich war dermaßen konsterniert, daß ich meinte, verzweifeln zu müssen. Ich hätte mittlerweile in meine Konfirmandenstunde gehen sollen, es war mir unmöglich. Ich schrie, ich weinte, ich betete: « Herr, nimm lieber eines von den Meinigen, aber laß diese Frau nicht sterben durch meine Schuld! »

Was für eine Nacht ich durchwacht und durchkämpft habe, läßt sich nicht beschreiben. Am andern Morgen stand ich schon am Krankenlager der Verunglückten. Es ging ihr — gottlob — ein wenig besser, aber sie war noch immer nicht außer Lebensgefahr. Drei Wochen lang war ich um ihr Schicksal in Hangen und Bängen, in Not und Angst. Was ich während dieser Zeit durchgemacht und gelitten habe, kann kein Mensch ermessen. Es verging kein Tag, an dem ich sie nicht besuchte. Ich brachte ihr jeweils etwas mit, von dem ich annehmen durfte, daß es sie erfreuen würde. Ich überhäufte sie förmlich mit Geschenken, ja auch ihren besondern Wunsch für zwei neue Bettvorlagen erfüllte ich noch so gern und brachte sie eigenhändig in ihr Haus, woselbst ich auch immer wieder den dem Grab entgegenwankenden Gatten zu trösten versuchte.

Allmählich schien die immer noch im Spital weilende Patientin über dem Berg und dem Leben zurückgewonnen zu sein. Etwa drei Wochen nach dem Unfall zeigte sie mir in einem Schächtelein einen zirka 1½ cm großen Knochensplitter, der

sich erst jetzt selbständig aus ihrer Stirne herausgearbeitet hatte. Damit hörte endlich auch das fortwährende Eitern der Wunde auf, das dem Arzt immer so besorgniserregend und bedenklich vorgekommen ist. Und nun ging der Heilungsprozeß rasch vor sich, und die Patientin konnte bald ihre Hausgeschäfte wieder aufnehmen und die von mir besorgte Pflegerin ihres sterbenden Gatten verabschieden, um ihm selber noch den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Es ist für mich aber eine Pflicht der Dankbarkeit, hier zu erwähnen, daß sowohl die Verletzte als auch ihre Angehörigen stets liebevoll und gütig mit mir waren und mir auch nie nur den geringsten Vorwurf machten.

Die Frau war kaum 14 Tage zu Hause, als ihr Mann starb. Ich sehe mich noch am offenen Grabe stehen, da hinein man den Sarg mit der sterblichen Hülle des Entschlafenen senkte. Während ich das Grabgebet verrichtete, stand die Witwe mit immer noch verbundenem Kopf auf der andern Seite der Gruft und darum herum die vielen Trauerleute. Was für Gefühle da mein Herz bewegten! Wie leicht hätte sie vor ihrem Gatten zur ewigen Ruhe eingebettet werden können, und ich hätte mich zeitlebens der fahrlässigen Tötung anklagen müssen und diese schwere Last durch mein ganzes Dasein schleppen müssen! Ein gütiger Gott hat es anders gefügt, und wie dankbar bin ich heute noch für diese gnädige Führung!

Als ich bald darauf mein bisheriges Wirkungsfeld verließ, indem eine Gemeinde im Kanton Zürich mich zu ihrem Seelsorger berief, eilte mir die berühmte Fama mit ihrer Entstellung und Übertreibung voraus, und einer der Kirchenpfleger meiner neuen Gemeinde fragte mich deshalb im Spaß: « Ist es wahr, Herr Pfarrer, daß Sie — wie uns berichtet wurde — wenn Sie erregt sind, den Leuten ein Beil an den Kopf zu werfen pflegen? » Schuster, bleib bei deinem Leisten: es brauchte sehr viel, bis er das nicht nur machte, sondern auch beherzigte.